

HEYNE <

Das Buch:

Voller Hoffnung auf eine bessere Zukunft landen Lucas Turner und seine Schwester Sally 1661 auf der Insel Manhattan. In der aufstrebenden Kolonie will sich Lucas, der Bader, endlich seinen Traum erfüllen und als Chirurg arbeiten. Dass er ein geschickter Operateur ist, beweist er sofort nach der Ankunft, indem er den allmächtigen Gouverneur Peter Stuyvesant von einem sehr schmerzhaften Leiden befreit. Seine Kunst sichert ihm eine Praxis in der dicht besiedelten Innenstadt und eine kleine Parzelle in der Vorstadt, wo die heilkundige Sally ihre Kräuter anbauen kann. Doch dann macht Lucas einen verhängnisvollen Fehler: Um mit der geliebten Frau leben zu können, verrät er seine Schwester. Damit begründet er eine Feindschaft, die zwei Familien viele Generationen lang in ihrem Bann hält.

In ihrem fesselnden Epos beschreibt Beverly Swerling nicht nur die Entwicklung der Weltstadt New York, sondern zeichnet auch ein faszinierendes Bild der Geschichte der modernen Medizin.

Die Autorin:

Beverly Swerling wurde 1949 in Boston geboren und wuchs in New York und London auf. Sie ist unter anderem Namen als Journalistin tätig. »Der Traum des Baders« ist nach zwei Thrillern ihr erster historischer Roman.

BEVERLY SWERLING

DER TRAUM DES BADERS

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Ursula Wulfekamp

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Band-Nr. 01/13688

Die Originalausgabe
CITY O DREAMS:
A NOVEL OF EARLY MANHATTAN
erschien bei Simon & Schuster, New York

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf chlor-
und säurefreiem Papier gedruckt.

Taschenbucherstausgabe 02/2003
Copyright © 2001 by Beverly Swerling
Copyright © dieser Ausgabe 2003
by Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG, München
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2001
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG
Der Wilhelm Heyne Verlag ist ein Verlag der
Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG
Printed in Germany 2003
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Übernahme des Originalumschlags
von Eisele Grafik Design
Satz: Franzis print & media, München
Druck und Bindung: Elsnerdruck, Berlin

ISBN 3-453-86487-5

<http://www.heyne.de>

Für Michael, unseren ewig geliebten Jungen
Hasta la proxima entonces, mi niño

ERSTES BUCH

Der kleine Musquash-Pfad

Juni 1661 bis Oktober 1664

Manhattan – »die Insel der hohen Hügel« in der Sprache der Algonquin. Vor der Ankunft der Weißen verbrachte das Volk der Canarsie hier den Sommer, um im Winter nach Metoaca, der »langen Insel«, zurückzukehren. Der Hauptort der Canarsie auf Manhattan hieß Werpoes und lag am schmalen Südzüpfel der Insel, und dorthin kamen die Angehörigen vieler Clans, um die kunstvollen Wampums der Canarsie einzutauschen, jene mit aufwändigen Schnitzereien verzierten Muscheln, die überall begehrt waren.

Unweit von Werpoes befand sich der Ort, an dem die Frauen die Zeit ihrer Monatsblutung verbrachten und den sie auch aufsuchten, um Kinder zu gebären. Dort standen die Frauen unter dem Schutz der Blutgeister, die sie vor den Augen der Männer verbargen, denn diese wurden zornig, wenn sie dem Anblick einer unreinen Frau ausgesetzt waren. Dann verloren sie ihre männliche Kraft und ihre Fähigkeit, zu jagen und zu fischen und ihre Feinde zu töten.

Um von Werpoes zu diesem heiligen Ort zu gelangen, wanderten die Frauen über den Pfad, den sie den kleinen Musquash nannten.

KAPITEL I

I

Elf Wochen auf einem Schiff von siebenunddreißig Fuß Länge und sieben Fuß Breite, darauf eine neunköpfige Besatzung sowie zwanzig Passagiere. Das Schlingern, Wogen und Branden des Atlantiks, Tag und Nacht das Ächzen der Segel, die sich über ihren Köpfen breiteten wie die Schwingen eines gierigen Raubvogels. Eines Raubvogels, der auf den Tod lauerte.

Die Latrineneimer auf dem offenen Deck waren hinter einem fadenscheinigen Kattunvorhang verborgen, den der Wind ständig beiseite blies. Für Sally Turner waren die Latrineneimer das Schlimmste.

Sie war dreiundzwanzig Jahre alt, klein, hatte dunkles Haar und strahlende, dunkle Augen in einem schmalen, etwas verhärmteten Gesicht. Vor dem Schiff war ihr Zuhause ein Elendsquartier in Rotterdam gewesen, und davor ein von Ratten verseuchter Schober in Kent. Seit der Abfahrt enthielten ihre Gedärme praktisch nur noch Wasser. Sieben oder acht Mal jeden Tag suchte Sally die Latrineneimer auf. Fast immer wehte der schäbige Vorhang beiseite, und dann sah sie die hungrigen Blicke der grauhaarigen Matrosen, die bloß darauf warteten, dass sie die Rösche hob. Als hätte sie derlei in Kent nicht genügend erlebt.

Ihrem Bruder machte die Seekrankheit mehr zu schaffen.

Von Natur aus war Lucas Turner ein kräftiger Mann, seiner Schwester sehr ähnlich bis auf die dunklere Haut und die Klugheit, die ihm aus den Augen blitzte. Eigentlich konnte man ihn als gut aussehend bezeichnen. Auf der Überfahrt war er zu einem Schatten seiner selbst geworden. Seit dem Einschiffen hatte er Tag und Nacht an der Reling des knarrenden Schiffes gehangen und sich die Seele aus dem Leib gespien.

Die Fahrt ging über alle Vorstellungen, über die Grenzen des Erträglichen hinaus. Nur blieb ihnen gar keine andere Wahl, als das alles zu ertragen. Einen kleinen Trost hatte es gegeben: Als die *Princess* an jenem Apriltag in Rotterdam abgelegt hatte, war das Wetter außergewöhnlich warm gewesen. Auf ihrem Kurs nach Westen hatte ein verfrühter Sommer sie eingeholt. Allerdings war keine drei Wochen später durch die Hitze ein Großteil der Essensvorräte vernichtet. Ständige Übelkeit verschonte sie vor nagendem Hungergefühl.

Die Überfahrt war länger, elender und gefährlicher als alles, was sie sich ausgemalt oder womit sie gerechnet hatten. Und wenn sie ihr Ziel endlich erreicht hatten ... Was erwartete sie dann? Im Winter bittere Kälte, im Sommer brütende Hitze. So lauteten zumindest alle Berichte, die sie gehört hatten. »Und Wilde«, sagte Sally Turner am ersten Junimorgen, neun Wochen nach Beginn der Reise, als sie mit ihrem Bruder am Schiffsbug stand. Hier machte sich die Dünung zwar stärker bemerkbar, aber Lucas meinte, noch übler könne ihm gar nicht werden. Und hier konnten sie zumindest etwas für sich sein. »In Amerika gibt es Rote, Lucas. Mit bemalten Gesichtern, mit Federn und Beilen. In Gottes Namen, worauf haben wir uns bloß eingelassen?«

Lucas gab keine Antwort. Es war ihre gemeinsame Entscheidung gewesen, das Wagnis auf sich zu nehmen. Außer-

dem konnte er gar nicht antworten; er musste sich wieder über die Reling beugen, musste wieder speien. Sein Magen enthielt zwar nichts mehr, was er hätte erbrechen können, nicht einmal Galle, aber trotzdem würgte es ihn immer wieder, unerbittlich.

So lange Sally zurückdenken konnte, hatte sie das Wenige, das sie an Sicherheit überhaupt kannte, Lucas zu verdanken. Bei jedem Verkrampfen seiner gequälten Gestalt war ihr, als würde sich ihr selbst der Magen heben. Sie bückte sich, hielt sich am Schott fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und wühlte in ihrem Korb. Nach einer Weile richtete sie sich wieder auf und entkorkte eine kleine Zinnphiole. »Kamillenpulver, Lucas. Komm, ich geb dir was auf die Zunge.«

»Nein. Das ist dein letzter Rest. Ich will es nicht.«

»Ich hab noch mehr. Bei unseren Sachen unten.«

»Sal, du lügst. Ich seh's dir doch ...« Ein erneuter Würgekampf ließ ihn abbrechen.

Seine Schwester beugte sich zu ihm, in der Hand die Medizin, die ihm Erleichterung verhieß. Sehnsüchtig beäugte Lucas die Phiole. »Hast du wirklich noch mehr davon?«

»In der Truhe im Laderaum. Ich schwöre es dir.«

Lucas öffnete den Mund, und Sally streute ihm den letzten Rest des Pulvers auf die Zunge. Für eine Viertelstunde würde er vom Gefühl der Übelkeit befreit sein.

Unter Deck, in der soliden Truhe, die all ihre sorgsam in Ölzeug eingeschlagenen Habseligkeiten enthielt, hatte sie tatsächlich noch mehr Kamille, allerdings nur als Samen. Diese Samen warteten wie Lucas und Sally Turner darauf, in Nieuw Amsterdam ausgesät zu werden, um in der jungfräulichen Erde der Insel Manhattan zu blühen, zu wachsen und zu gedeihen. Ein neuer Anfang in einer neuen Welt.

Es gab zwar eine Art hölzernen Landungssteg, doch dort lagen bereits zwei Schiffe. Die *Princess* ging gut hundertfünfzig Fuß vor der Küste vor Anker, und die Passagiere wurden mit einem Floß an Land gebracht. Es war nicht groß genug, um alle neunundzwanzig Menschen auf einmal aufzunehmen. Lucas und Sally gehörten zur dritten Fuhre.

Verzweifelt klammerten sie sich aneinander, damit sie nicht über Bord gespült würden, und hörten ungläubig zu, wie einer der Flößer über das ruhige Wasser des tiefen Hafens sprach. »An dieser Küste gibt's nur wenig Stellen, wo man Leute mit 'nem Floß an Land bringen kann. Aber hier ... Bei Flut ist die Bucht ruhig wie'n See.« Unterdessen gerieten sie bei jeder Welle ins Schlingern – oder so kam es Sally und Lucas zumindest vor –, und sie konnten kaum den Kopf heben, um zu schauen, wo sie nach elf Wochen Höllenfahrt gelandet waren.

Endlich. Boden unter den Füßen. Wenn sie sich auch kaum aufrecht darauf halten konnten. Die beiden wussten, dass das Gefühl, noch immer auf den schwankenden Schiffsplanken zu stehen, bald vergehen würde. Vor drei Jahren hatten sie es das erste Mal erlebt, nach der weitaus kürzeren Überfahrt von England in die Niederlande. »Das dauert nicht lange, Sal«, sagte Lucas tröstend. »Bald wird's besser.«

Sally betrachtete, was sich ihr von der Stadt darbot. Eine zerfallende Schanze, die eine Ecke des Forts Amsterdam bildete. Eine Mühle, deren Flügel sich nicht drehten, weil absolute Windstille herrschte. Ein Galgen, von dem eine geteerte, von Fliegen umsummte Leiche baumelte. Und darüber nichts als die Sonne, die auf sie herabbrannte. Erbarmungslos. »Lucas«, flüsterte Sally. »Guter Gott, Lucas.« Er legte ihr eine Hand auf den Arm.

»He, Ihr da«, rief ein Mann. »Mijnheer Turner. Kommt her, sobald Ihr Eure Beine wieder im Lot habt.«

»Da unter dem Baum ist ein bisschen Schatten«, sagte Lucas leise. »Dort kannst du warten. Ich erledige alles.«

Rohe Planken auf zwei einfachen Holzböcken bildeten einen behelfsmäßigen Tisch, hinter dem der Sekretär thronte und Namen von einer Liste abhakete. Lucas wankte auf ihn zu. Der Mann hob nicht einmal die Augen. »Turner?«

»Jawohl. Lucas Turner. Und Sally Turner.«

»Engländer?«

Sein Akzent verriet ihn unweigerlich. »Ja, aber wir sind auf Fürsprache von ...«

»*Patroon* Van Renselaar. Ich weiß. Euch ist Parzelle Nummer neunundzwanzig zugewiesen. Die liegt genau im Norden. Folgt hinter dem Fort dem Brede Wegh bis zur Wall Street. Auf der habt Ihr nach rund zehn Minuten Fußmarsch die Stadt durchquert, dann geht durchs zweite Tor in der Mauer hinaus. Gleich dahinter beginnt der Pfad. Ihr werdet das Grundstück erkennen, sobald Ihr es erreicht. Rechter Hand stehen drei Kiefern, eine hinter der anderen, alle weiß markiert.«

Lucas beugte sich vor, um in die vor dem Niederländer liegenden Papiere zu sehen. »Ist das eine Karte von unserer Parzelle?«

»Das ist eine Karte mit dem ganzen Land, das Van Renselaar gehört. Eure Parzelle ist mit drauf.«

Lucas streckte die Hand nach dem Dokument aus, doch der Sekretär riss es sofort zurück. Zum ersten Mal schaute er auf. Er wirkte leicht überrascht. »Ihr könnt lesen, Engländer?«

»Ja. Und ich würde mir die Karte gerne ansehen. Nur kurz. Ich gebe sie Euch sofort zurück.«

Der Sekretär schaute zweifelnd drein. »Warum? Was würde sie Euch sagen?«

Lucas war sich der schäbigen Kleider bewusst, die ihm

um die Knochen schlotterten, und des struppigen Barts, unter dem sein Gesicht fast völlig verborgen war. »Zum einen würde ein Blick auf Eure Karte mir sagen, wie weit es in etwa zu den drei Kiefern ist.«

»Das ist nicht nötig. Das kann ich Euch sagen. Ein halber Tag Fußmarsch, sobald Ihr Euch von der Reise erholt habt.« Der Mann schielte zu Sally hinüber. »Für eine Frau vielleicht etwas länger. Die Berge sind zum Teil ziemlich steil.«

Als Lucas sich erneut über die Karte beugte, wurde sie nicht fortgerissen. Er sah eine dicke Linie, die offenbar die Stadt vom umliegenden Land trennte – zweifellos der Wall, von dem der Mann gesprochen hatte. Dahinter lag eine Art kleiner Siedlung. »Unsere Parzelle ist dort?«, fragte Lucas und deutete auf die Niederlassung jenseits des Walls.

»Nein, das ist die *voorstadt*; ein Lagerhaus und die Landwirtschaften, die die Stadt versorgen.« Den Sekretär schien die Wissbegier des Neuankömmlings zu belustigen. Er deutete mit einem fleischigen Finger auf einen unregelmäßigen Kreis ein gutes Stück jenseits der *voorstadt*. »Das ist der Collect Pond, das Wasserreservoir, das uns mit frischem Wasser zum Bierbrauen versorgt. Wollt Ihr sonst noch was wissen, Engländer? Soll ich Euch eine Führung geben?«

»Mir ist eine Parzelle in der Stadt versprochen worden«, sagte Lucas. »Aber ich nehme auch eine in dieser *voorstadt*. Ich bin Bader. Ich kann meinen Lebensunterhalt nicht verdienen, wenn ich ...«

»Eure Parzelle liegt da, wo ich es sage. Ein halber Tag Fußmarsch hinter der *voorstadt*. Jetzt seid Ihr ein Bauer. Das sind die Leute, die wir hier brauchen. Wer zur Ader gelassen oder entlaust werden will, der kann ...«

»Warte.« Die Frauenstimme klang herrisch, als sei sie keinerlei Widerspruch gewohnt. »Ich will mit dem Mann

reden.« Eine schmale Gestalt löste sich aus dem Kreis von Menschen, der in einiger Entfernung wartete. Trotz der Hitze war sie von Kopf bis Fuß in einen Kapuzenumhang aus dem festen grauen Stoff gehüllt, den die Niederländer *duffel* nannten. Sie streckte eine schmale Hand vor und zeigte auf Lucas. »Schick ihn zu mir.«

»Ja, Mevrouw, natürlich.« Der Sekretär machte eine Kopfbewegung zur Frau hin. »Tut, was sie Euch sagt«, brummte er leise. »Was immer es sein mag.«

Lucas trat einen Schritt auf die Frau zu, zog seinen schwarzen, breitkrepfigen Hut und senkte den Kopf als Andeutung einer Verneigung. Dann wartete er.

Ihr Haar war dunkel, von grauen Strähnen durchzogen und zu einem strengen Knoten gebunden. Ihre Gesichtszüge waren scharf geschnitten, und beim Sprechen bewegte sie kaum die Lippen, als befürchtete sie, sie könnte aus Versehen lächeln. »Ich habe Euch dem Mann da sagen hören, dass Ihr lesen könnt. Und dass Ihr Bader seid.«

»Beides entspricht der Wahrheit, Mevrouw.«

»Wart Ihr der Wundarzt auf der jämmerlichen Schaluppe dort?« Mit dem Kopf deutete sie auf die *Princess*, die vor Anker im Hafen lag. »Gott steh allen bei, die auf ihr eine Überfahrt machen müssen.«

»Nein, der war ich nicht, Mevrouw.«

»Das spricht für Euch. Wir sind hier in der Kolonie geschlagen mit so genannten Schiffsärzten. Allesamt unfähige Schlächter. Ihr seid Engländer, sprecht aber Niederländisch. Und das klägliche Schiff kommt aus Rotterdam, nicht aus London. Seid Ihr Mitglied der englischen Zunft der Bader?«

»Das bin ich, Mevrouw. Aber ich habe zwei Jahre in Rotterdam gelebt, und mir wurde gesagt, ich könnte hier ebenso praktizieren wie ...«

»Ich habe keinen Grund, Eure Worte anzuzweifeln. Und

wenn Ihr Euer Gewerbe beherrscht ...« Sie brach ab, biss sich auf die schmale Unterlippe und musterte ihn. Lucas wartete. Nach einigen Sekunden des Schweigens deutete die Frau auf Sally. »Das ist Eure Frau?«

»Nein, Mevrouw, ich bin nicht verheiratet. Das ist meine Schwester, Sally Turner.« Lucas winkte Sally zu sich, doch sie machte nur einen Knicks, ohne aus dem Schatten vorzutreten.

Ein kurzes, amüsiertes Blitzen funkelte in den Augen der Frau auf. »Die Juffrouw ist offenbar nicht sonderlich gehorsam, Lucas Turner. Aber Eure Schwester ist Euch zugetan?«

»Das glaube ich doch, Mevrouw.«

»Gut. Dann werdet Ihr mich verstehen, wenn ich Euch sage, dass ich ebenfalls einen Bruder habe. Dem ich sehr zugetan bin. Ich bin Anna Stuyvesant. Mein Bruder ist Peter Stuyvesant, der Gouverneur von Nieuw Amsterdam. Und im Moment ...«

Gütiger Gott. Der verfluchte Stuyvesant und seine verfluchte Schwester. Wo er, Lucas, doch nichts, überhaupt nichts anderes wollte als einen Ort, an dem die Obrigkeit ihn endlich in Ruhe ließ. Nur deswegen war er überhaupt in diese gottverlassene Kolonie am Ende der Welt gekommen.

Entweder sah man ihm seine lästerlichen Gedanken nicht an, oder die Frau nahm sie bewusst nicht wahr. Auf jeden Fall redete Anna Stuyvesant weiter. »Mein Bruder braucht einen fähigen Bader, und zwar jetzt, sofort. Und ich versuche herauszufinden, ob Ihr dieser Mann sein könntet, Lucas Turner.«

Also gut. Er musste die Gelegenheit beim Schopf packen. »Das hängt davon ab, in welcher Hinsicht der Mann fähig sein muss, Mevrouw. Ich verstehe mich auf mein Gewerbe, wenn das Eure Frage ist.«

»Teil meiner Frage. Der andere Teil ist die genaue Art Eures Gewerbes. Ist es wahr, dass Barbieri und Bader in London zwar zur selben Zunft gehören, aber nicht dieselben Tätigkeiten verrichten?«

Lucas hörte, wie Sally erschrocken Luft holte. Also konnte sie das Gespräch doch mithören; er war sich nicht ganz sicher gewesen. »Offiziell stimmt das, Mevrouw. Aber beide werden im selben Saal ausgebildet. Wenn sich jemand für die eine und die andere Tätigkeit interessiert, bleibt es nicht aus, dass er beide lernt. Ich bin im Gewerbe des Barbiers ebenso bewandert wie in der Baderei. Was genau benötigt der Gouverneur?«

Der Blick der Frau schweifte kurz zu Sally, als wäre auch ihr die erschreckte Reaktion nicht entgangen. Doch nur eine Sekunde, dann tat sie die junge Frau als unwichtig ab. »Meiner Meinung nach benötigt mein Bruder dringend einen Steinschneider, Bader.«

Lucas lächelte.

Endlich, zum ersten Mal seit vielen Wochen, empfand er keinerlei Zweifel. Er hatte befürchtet, er hätte mit seinem Mageninhalt vielleicht auch sein ganzes Selbstvertrauen verloren. Aber dem war nicht so. »Betet zu Gott, dass Ihr Recht habt, Mevrouw. Wenn Euer Bruder tatsächlich einen erfahrenen Steinschneider benötigt, dann hat er Glück. Er hat ihn gefunden.« Lucas drehte sich zu Sally, die mit blassem, mürrischem Gesicht dasaß. Er tat, als würde er es nicht bemerken. »Komm, Sal. Bring meine Instrumente mit. Da wartet ein Patient auf meine Hilfe.«

Der Mann, der vor ihm im Bett lag, sah klein und absolut bedeutungslos aus. Wie es hieß, herrschte Peter Stuyvesant mit absoluter Macht, und jeder, der seine Macht anzweifelte, müsste teuer dafür bezahlen. Doch in diesem Augen-

blick, aschfahl und schweißnass vor Schmerzen, wirkte er alles andere als mächtig.

Lucas legte ihm die Hand auf die Stirn. Der Mann hatte kein Fieber; die Haut war kalt und feucht. »Wo habt Ihr Schmerzen, Mijnheer?«

»Im Bauch, Mann. Ganz unten. Unerträgliche Schmerzen. Und vor lauter Brennen kann ich nicht pissen. Meine Schwester ist überzeugt, dass ich einen Stein habe.«

Anna Stuyvesant stand mit ihnen im Raum, im Schatten neben der Tür, sagte aber nichts. Eine Gemahlin war erwähnt worden, und beim Betreten des Hauses hatte Lucas Kinderstimmen gehört. Gesehen aber hatte er nur eine schwarze Dienstinne – nach allem, was er von dieser Kolonie wusste, war es vermutlich eine Sklavin – und den Mann im Bett. Und die Schwester, die alles überwachte. Eindeutig verheiratet, oder verheiratet gewesen, denn der Mann am Dock hatte sie »Mevrouw« genannt, aber offenbar hatte sie, dem niederländischen Brauch folgend, nicht den Namen ihres Gatten angenommen. Und seinen Schwanz hatte sie auch nicht bereitwillig angenommen, schloss Lucas aus ihrem Äußeren. Er spürte, wie ihr Blick sich ihm unablässig in den Rücken bohrte.

Er beugte sich über den Patienten und nahm die trüben Augen wahr, die Blässe der Gesichtshaut, den sauren Atem, der stoßweise durch den halb geöffneten Mund ging. »Eurem Aussehen nach zu urteilen, ist es gut möglich, dass Mevrouw Stuyvesant Recht hat, Mijnheer. Und wenn sie Recht hat, wenn es ein Stein ist, kann ich Euch helfen. Aber ...« Er zögerte. Einige Männer dachten hinterher nur an die Erleichterung und empfanden Dankbarkeit. Andere erinnerten sich lediglich an die Qualen des Schneidens und hassten einen für immer und ewig. Gott stehe ihm und Sally bei, wenn der Gouverneur von Nieuw Nederland ihn für immer hassen sollte.

»Aber was?«, herrschte Stuyvesant ihn an.

»Aber was ich tue, wird weh tun«, sagte Lucas. Er entschied, die Wahrheit nicht zu bemänteln. »Schlimmer als die Schmerzen, die Ihr jetzt empfindet. Doch wenn der Eingriff vorüber ist, seid Ihr genesen.«

»Wenn ich ihn überlebe, meint Ihr.«

»Die Wahrscheinlichkeit ist außerordentlich groß, Mijnheer.«

»Aber absolut sicher ist es nicht.«

»In dieser Welt gibt es keine absolute Sicherheit, Mijnheer Gouverneur, wie Ihr zweifellos wisst. Aber ich habe diesen Eingriff Dutzende von Malen vorgenommen.«

»Und all Eure Patienten haben überlebt?« Beim Sprechen wand er sich vor Schmerzen, stieß die Worte zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Sechs oder sieben nicht, Mijnheer. Aber sie waren von schwächerer Konstitution, schon bevor der Stein sie plagte.«

Die Schmerzen verebhten lange genug, dass Stuyvesant den Engländer betrachten und sogar ein kleines Lächeln zu Stande bringen konnte. »Ich bin nicht von schwächerer Konstitution, Bader. Und trotz Eures niederländischen Kauderwelschs spricht Ihr wie jemand, der seine sieben Sinne beisammen hat. Aber so, wie Ihr ausschaut, von Eurem Gestank ganz zu schweigen ... Ach, meine Schwester hat mir erzählt, dass Ihr gerade mit der *Princess* angekommen seid, also ...«

Die Schmerzen packten ihn wieder – offenbar unvermittelt und heftig, denn sonst hätte er nicht mitten im Satz abgebrochen. Doch Stuyvesant ließ es sich mit keinem Stöhnen, mit keinem Aufschrei anmerken. Er biss nur die Zähne zusammen, so fest, dass Lucas um den Kieferknochen fürchtete. Der Schweiß lief ihm in Strömen übers Gesicht.

Lucas wischte ihm mit einer Ecke des Betttuchs Stirn und Wangen ab. Eine halbe Minute dauerte der Anfall, vielleicht weniger, dann war er vorüber. Erschöpft rang Stuyvesant nach Luft. »Dieser Eingriff ...« Er sprach im Flüsterton; die Schmerzen hatten ihm alle Kraft geraubt. »Wie lange dauert der?«

»Fünfundvierzig Sekunden«, antwortete Lucas. »Von Anfang bis Ende. Ihr könnt die Zeit messen.«

Der Gouverneur sah ihm fest in die Augen. »Das werde ich tun. Fünfundvierzig Sekunden? Zumindest da seid Ihr Euch absolut sicher?«

»Ja.«

Stuyvesant warf die Decke zurück. »Dafür haben sie fünfundvierzig Minuten gebraucht.« Sein rechtes Bein war am Knie abgeschnitten.

Lucas schaute auf den Stumpf, dann auf das Gesicht des Mannes. Schmerzen hatten seine Wangen ausgemergelt, aber als ihre Blicke sich begegneten, sah Stuyvesant nicht beiseite. Schließlich nickte Lucas. Er wandte sich zu der Frau, die noch immer neben der Tür stand. »Bringt etwas Rum, Mevrouw. Er muss so viel trinken, wie wir ihm einflößen können.«

Anna Stuyvesant trat aus der dunklen Ecke des Zimmers hervor. »In diesem Haus gibt es keinen Rum.«

»Dann schickt jemanden nach einer Flasche. Euer Bruder kann nicht ...«

»Doch, das kann ich.« Stuyvesants Stimme klang fester als zuvor, weniger gequält. »Das muss ich. Über meine Lippen kommt nichts Stärkeres als gewöhnliches Bier.«

»Aber unter diesen Umständen ...« Lucas schaute wieder auf den Beinstumpf.

»Auch damals nicht«, erklärte Stuyvesant leise. »Ich fürchte den Herrn mehr als die Schmerzen, Bader.«

»Wie Ihr wollt. Aber vielleicht kann ich beide Herren zu-

frieden stellen. Wenn Ihr mich einen Moment entschuldigen wollt ...«

Lucas trat in den engen Flur hinaus. Sally saß am oberen Treppenabsatz, ihren Korb und den kleinen Lederkoffer mit Lucas' Instrumenten auf dem Schoß. Sie sprang auf, beide Bündel an sich gedrückt; ihr ohnehin schmales Gesicht war vor Angst noch mehr eingefallen. »Wie geht es ihm? Kannst du ihm helfen, ohne zu schneiden?«

»Nein.« Schwitzend fuhr Lucas sich mit dem Ärmel seiner schwarzen Jacke übers Gesicht. Der Dreck der wochenlangen Überfahrt hinterließ auf seiner Stirn eine dunkle Spur. »Gott steh mir bei, ich muss den Stein entfernen.«

»Aber ...«

»Es gibt kein Aber. Wenn der Stein nicht entfernt wird, ertrinkt der Mann in seiner eigenen Pisse. Wenn ich den Schnitt nicht mache, stirbt er.«

»Und vielleicht stirbt er auch, obwohl du ihn machst.« Sie hatte die Stimme zu einem eindringlichen Flüstern gesenkt. »Du weißt genau, dass ich Recht habe, Lucas. Manche Leute können die Schmerzen der Operation nicht ertragen. Andere verbluten. Und man weiß nie ...«

»Dieser Mann kann Schmerzen ertragen.« Lucas warf einen beklommenen Blick zur Tür des Schlafgemachs. »Sal, ihm ist ein Bein am Knie abgesägt worden. Und wenn er Durst hat, trinkt er nur Bier, nichts Stärkeres. Nicht einmal, um die Schmerzen vom Messer und von der Säge zu lindern. Und was das Verbluten angeht, da muss ich einfach zusehen, dass das nicht passiert. Und jetzt sprich deine Gebete und gib mir meine Instrumente.«

»Lucas, wenn etwas passiert ...?«

»Es wird nichts passieren. Außer, dass Mijnheer Gouverneur mich für den größten Chirurgen seit Galen halten wird.«

»Aber du bist kein Chirurg, Lucas. Du bist ein Bader. In drei Himmels Namen, weswegen sind wir denn damals aus London verjagt worden, Lucas? Nur, weil du diese Instrumente, die Instrumente eines Chirurgen, besitzt!«

»Ich weiß. Aber wir sind hier in Nieuw Amsterdam, nicht in London. Und auch nicht in Rotterdam. Wir sind bis ans Ende der Welt gefahren, Sally, damit alles besser wird. Und jetzt, wo sich uns die Gelegenheit bietet, müssen wir sie ergreifen. Schau nach, ob du in deinem Korb einen blutstillenden Puder hast.«

Sally zögerte.

»Jetzt schau schon nach, Sal. Sonst mach ich's ohne deine Mittel.«

Einige Sekunden vergingen. Schließlich begann sie in ihrem Korb zu suchen. »Ja, hier ist es.« Sie hielt ein kleines Tongefäß hoch. »Blutstillender Puder, eine ziemliche Menge.«

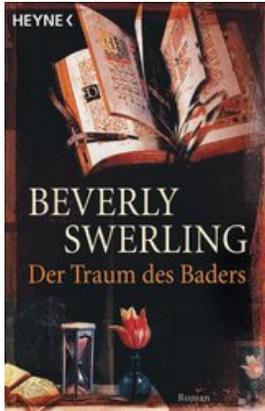
»Sehr gut. Und jetzt etwas Laudanum.«

Sally schüttelte den Kopf. »Ich hab keins. Ich schwör's dir, Lucas, ich habe nur wenig mitgenommen, und wir haben alles verbraucht, als ...«

»Hölle und Verdammnis! Schau noch mal, Sal! Selbst wenn's nur ein bisschen ist – jetzt könnte es uns gute Dienste leisten.«

Nach kurzem Wühlen beförderte sie eine winzige Zinnphiole zu Tage, ähnlich derjenigen, in der die letzten Reste des Kamillenpulvers aufbewahrt waren. »Da war Laudanum drin. Aber sie ist leer.«

Lucas nahm das Fläschchen, zog den Korken heraus, schnüffelte an der kleinen Öffnung und spähte hinein. »Vielleicht gibt's noch einen Tropfen her. Besser als nichts. Doch, ein oder zwei Tropfen sind noch drin.« Er verkorkte die Phiole wieder, steckte sie in die Seitentasche seiner Kniehose und wandte sich mit dem Lederkoffer in der



Beverly Swerling

Der Traum des Baders

Roman

Taschenbuch, 512 Seiten

ISBN: 978-3-453-86487-0

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2003

Lucas Turner und seine Schwester Sally gehen auf der Insel Manhattan mit großen Hoffnungen von Bord: Die beiden Einwanderer versprechen sich eine glückliche Zukunft in der Neuen Welt. Doch in der dicht besiedelten Stadt, die von feindlichem Indianergebiet umgeben ist, warten neue, nie gekannte Gefahren auf sie...



Der Titel im Katalog